Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 20. Posen, den 20. Mai. 1883.

Die Insel im See.

Novellette von W. Höffer.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„War es um eines Mannes willen, Mütterchen?" fragte ich halb unbewußt.

Sie nickte.

„Um eines schlechten, gewissenlosen Mannes willen! Ha, ha, ha, ich brauche ihm keine Strafe zu wünschen, brauche Gottes Vergeltung nicht herabzurufen auf sein schuldiges Haupt. Es hat ihn zwiefach getroffen, es ist über ihn hereingebrochen wie ein Gewappneter und hat ihn zu Boden geworfen wie ein riesiger Krieger".

Ihre Freude war satanisch, aber dennoch wagte ich das Wort von der Liebe für den Feind nicht zu citiren. Wir können wohlthun Denen, die uns hassen, aber wohlthun ist nicht lieben.

Von den Ställen her kam ein alter Mann in ländlicher Kleidung, gebeugt und schneeweiß, mit ruhigem, mildem Greisenantlitz. Er grüßte mich freundlich und wandte sich dann zu seiner Frau.

„Geh hinein, Mutter", sagte er, „Du solltest Dich nicht so aufregen. Komm, Alte, komm, das Geschehene ist unabänderlich, nicht wahr, Herr? — Gott hat Alles geordnet, auch daß unsere Greth sterben mußte".

Er führte die weinende alte Frau mit sanftem Zwange in das Haus und ich blieb allein unter den flüsternden Blättern. Armes junges Mädchen, wie sehr mußte sie gelitten haben, wie schrecklich war ihre Verzweiflung gewesen?

Ueberall die Dornenhecke, überall das Hinderniß zwischen dem sehnenden Menschenherzen und dem Glücke. — Es muß doch wohl Prinzip sein, sonst gäb' es ja Ausnahmen, wenn auch nur unter den Edelsten.

Ohne den beiden alten Leuten ein Lebewohl zu sagen, band ich das Boot los und fuhr wieder zum Schloßgarten zurück. Der Tag neigte sich, ich wollte auch noch den alten Bau gründlich durchforschen, aber freilich, erst mußte ein Führer gefunden sein, — den Kastellan mit dem Hörrohr konnte ich nicht brauchen.

Auf dem Hofe putzte ein hübscher, militärisch aussehender Bursche ein Pferd, an den wandte ich mich, zugleich auch in der Hoffnung, von den Schicksalen des jugendlichen Gutsherrn etwas Genaueres zu erfahren.

„Könnte ich das Schloß besehen?" fragte ich ihn. „Aber ohne mehr Begleitung als nur die Eurige, mein Freund, — an einem Trinkgelde soll es nicht fehlen".

Er grüßte militärisch und gab das Pferd einem der Stallknechte.

„Ich will nur vom Kastellan den Schlüssel holen, Herr, — der Alte ist's herzlich froh, wenn ich ihm den Weg über die Treppen abnehme".

Mein Reisebegleiter, der Baumeister, saß schon beim Abendessen, ich wußte mich also vor seinem Redefluß vollkommen geborgen und erkletterte mit dem Burschen zunächst den Schloßthurm. Da unten im See lag die Insel! — Abendschein umfluthete das Strohdach, blau und spielend wie ein beweglicher Gürtel schmiegten sich die Wellen an den Strand. Ein Bild des Friedens, der harmonischen Schöne, — und doch tobten unter dem niederen Dache alle Qualen menschlicher Verzweiflung.

„Ihr seid wohl von hier gebürtig?" fragte ich den hübschen jungen Menschen, „seid schon länger im Schlosse bedienstet?"

„Beides", antwortete er. „Ich war mit dem Herrn Grafen viel auf Reisen".

„Ah, also ein welterfahrener Mann! — Wie geht es übrigens jetzt dem gnädigen Herrn?"

Ein Schatten flog über sein Gesicht.

„Ich glaube schlimm", antwortete er. „Die Krankheit ist ein Rückfall".

„Er war also früher schon einmal wahnsinnig?"

„Vor Jahren, ja. Zuweilen kommt er plötzlich hierher; der Arzt hält es für besser, ihn daran nicht zu hindern, weil er sonst in Tobsucht geräth. Natürlich begleiten ihn ungesehen mehrere seiner Wärter".

„Das ist ja trostlos", sagte ich. „Was gab denn die Veranlassung des letzten Rückfalles? Hatte der Graf irgend etwas Schmerzliches erlebt?"

„Ich weiß es nicht".

Das klang genau wie: „Ich werde über diesen Gegenstand nicht sprechen!"

Ich brachte daher die Unterredung auf ein anderes Thema.

„Kennt Ihr auch die Leute drüben auf der Insel, mein Freund? Was ist das für eine geheimnißvolle Geschichte mit dem Selbstmord des Mädchens?"

„Margareth soll sich aus Liebesgram in das Wasser gestürzt haben. Es war ein außerordentlich schönes, aber mißleitetes Geschöpf."

„Oh! — und der Liebhaber?"

„Ich weiß von ihm nichts. Es ist Alles nur Gerede."

Wir gingen weiter; ich sah das ganze Schloß von oben bis unten, auch das Zimmer des armen Irrsinnigen mit sehr schönen Waffensammlungen, Bärenfellen und vielen interessanten Erinnerungen aus fremden Ländern. Die Dunkelheit brach herein, wir standen bei Kerzenlicht in den eisigen Räumen der Kapelle, wo tief unter der Erde die Todtenkammer des Schlosses marmorne, mit Gold und Ebenholz verzierte Särge barg, große und kleine, der älteste derselben fast drei Jahrhunderte zählend.

„Jedesmal vom Großvater auf den Enkel überträgt sich der Wahnsinn," flüsterte mein Führer. „Eine Generation bleibt verschont."

Seltsam, seltsam, — wie viele Räthsel birgst Du, unerforschtes süßes, und doch so bitteres Geheimniß, das wir Leben nennen!

Der Diener schloß die letzte Thür, wir standen wieder im Freien, und nun machte ich mich an die Arbeit mit dem Baumeister, aber so summarisch, so einfach, wie nur möglich. Seine Anschläge wurden gut geheißen, das Geld aus den Revenuen von Gorm angewiesen, und damit war die Geschichte erledigt. Morgen wollen wir die Heimreise antreten, — ich zog mich zeitig in mein Schlafzimmer zurück, und legte eben den Kopf auf das Kissen, als Jemand draußen an die Thür klopfte, — wie es schien, hastig, in großer Unruhe.

„Wer ist da?" rief ich.

„Joachim, der Bursche des Herrn Grafen. Bitte, machen Sie auf, Herr!"

Sein Ton klang ängstlich, er rüttelte immerfort an der Thür. Ich sprang aus dem Bette und öffnete.

„Nun, mein Lieber, was habt Ihr denn so plötzlich?“

Der Mensch war so blaß, daß ich erschrak.

„Herr Doktor,“ stammelte er, „kommen Sie schnell, er ist da.“

„Wer denn?“

„Der Herr Graf! — und diesmal ganz allein. Es muß ihm gelungen sein, den Wärtern zu entkommen.“

Wie ich in die Kleider gefahren bin und wie ich dem Burschen folgte, — Alles in der stillen Mondnacht, — ich weiß es selbst nicht mehr. Oben in einem hohen alten Zimmer, das mir Joachim vorhin gar nicht geöffnet hatte, in eichengetäfelter Halle, voll alter kostbarer Bildschnitzereien, fanden wir den Unglücklichen.

Ein schöner, stattlicher Mann, dem aber eine furchtbare Krankheit aus jedem Blick, jeder Bewegung sprach. Er ging uns mit schnellen Schritten entgegen und verbeugte sich äußerst ceremoniell.

„Die Gäste kommen also schon“, sagte er, „ah, freut mich sehr. Bitte, nehmen Sie gütigst Platz!“

„Joachim,“ setzte er hinzu, „ich erkenne Dich nicht mehr. Rasch, rasch, willst Du plötzlich träge werden, Bursche?“

Der junge Mensch näherte sich ihm voll geheimer Scheu.

„Herr Graf,“ bat er, „darf ich nicht das Abendessen bringen? Es ist spät, der gnädige Herr sollten sich zur Ruhe legen.“

Der arme Irrsinnige lachte.

„Dummer Joachim, hast Du ganz vergessen, welch' ein Tag heute ist? Wir feiern ja unsere Hochzeit, meine holde Enzia und ich, der Segen ist schon gesprochen, — und Du faselst vom Essen und Trinken, einfältiger Schlingel! Ach, ich bin heute ein Gott, ich habe den Preis errungen, — nur der Schatten darf nicht wieder wie damals an mir vorüberhuschen, der graue Schatten, weißt Du, — ich werde auch nicht so thöricht sein, von der armen Margareth nochmals zu sprechen, gewiß nicht. Mir hat es ja selbst das Herz zerrissen, als sie so mit erhobenen Armen vom Damm herab in's Wasser lief. Armes Mädchen, ich tändelte mit ihr und sie liebte mich, — das ist der alte Widerstreit in der Geschichte von Adam und Eva, das wird immer so sein, aber dennoch thut es weh, ein anderes Herz — —“

„Herr Graf!“ warf mit gepreßtem Tone der Bursche ein.

„Was willst Du, Joachim? Ach ja, ja, meine süße Braut wartet. Enzia — — wie liebe ich Dich!“

Er trat zu einer Nische und deutete auf ein paar mehrarmige Silberleuchter, die rechts und links von der violetten Sammt-Portière standen.

„Zünde die Kerzen an, Joachim. Es ist Deine Herrin, welche jetzt eintreten wird, die junge gnädige Frau“.

Der Graf rieb sich wie im seligsten Glücke die Hände. Als zehn Flammen den Raum um die Nische her taghell beleuchteten, zog er den violetten schwerfaltigen Sammet bei Seite und aus dem dunklen Hintergrunde erhob sich glänzend, in süßer berückender Schöne das lebensgroße Porträt eines jungen Mädchens in bräutlich weißem Gewande mit Schleier und Kranz, ein Diadem von Edelsteinen in der Flechtenkrone, fürstlich und doch voll entzückend jungfräulicher Scheu in Blick und Haltung. Der Graf trat vor das Bild, er streckte die Arme aus.

„Enzia,“ flüsterte er, „Enzia, mein süßes Weib!“

Ich stand hinter ihm, halb im Schatten, aber nahe hinter ihm. Sein Weib? — Diese da sein Weib?

Der Boden drehte sich unter meinen Füßen, ich sah vor den Augen einen seltsamen bläulichen Flor, der Alles zu verhüllen schien. „Sein Weib nannte der Irrsinnige das schöne bräutliche Mädchenbild da oben? — O nein, nein, das war sie nimmer!“

Meine Stirn brannte, jeder Blick beobachtete gespannt das Antlitz des Grafen. Würde jetzt seine Raserei zum Ausbruch kommen?

Aber er schien traurig.

„Du antwortest mir nicht, Enzia, Süße, Geliebte? — O, weshalb hassest Du mich? — So kalt Deine Hände, Deine Stirn, so stumm Dein Mund! — Enzia, hast Du nicht vorhin „Ja“ geantwortet, als Dich der Geistliche fragte, ob Du gute und böse Tage mit mir theilen wollest, Leid und Freud, Alles, was das Leben bringt?“

Es ging durch meine Seele wie ein scharfes Schwert; der Vorwurf von den Lippen des Irrsinnigen traf mich vernichtend. Leid und Freud, Alles, was das Leben bringt — darf man auch solchen Schwur verletzen?

„Enzia,“ flüsterte der Graf, „Du antwortest nicht, Du hast vorhin das unselige Wort gehört, das von der todten Margareth, Du nennst mich im Herzen ihren Mörder, — ach, das schmerzt so sehr, es brennt im Gehirn wie Feuer. Aber wenn Du auch schweigst, ich halte Dich, Du kommst nicht fort.“

Den Rahmen des Bildes mit der Hand umklammernd, zog er leise einen Sessel herbei, lehnte den Kopf gegen die Portière und sah träumend vor sich hin.

Wie männlich schön war das blasse, edelgeschnittene Antlitz, wie vortheilhaft hob es sich ab von dem tiefvioletten Sammet der Draperie. Ein Ausdruck bitteren Leides, ein Etwas, das für diesen unglücklichen Mann wie von selbst einnahm, lag auf allen seinen Zügen.

Vor den Augen meiner Seele erschien das Bild der alten Frau, wie sie heute da unten auf dem Eiland im See vor mir gestanden, wie sie voll zorniger, unversöhnlicher Freude rief: „Es hat ihn zwiefach getroffen, es ist über ihn gekommen, wie ein Gewappneter und hat ihn niedergeworfen wie ein riesiger Krieger!“

Der Bursche berührte leise meinen Arm, er athmete tief.

„Jetzt wird der arme gnädige Herr schlafen,“ sagte er, „ich kenne seinen Zustand genau. Entweder er tobt oder er sinkt wie leblos zusammen, — sehen sie nur, die Augen schließen sich bereits. O mein lieber, armer Herr!“

Er zog mich mit sich zur Ausgangsthür und kauerte wie ein treuer Hund auf der Schwelle.

„Nicht wahr, Herr Doktor, Sie verachten jetzt meinen gnädigen Herrn, Sie halten ihn für einen schlechten Mann? Sagen Sie es nur, er hat Ihnen ja die Unglücksgeschichte selbst erzählt!“

„Welche?“ fragte ich, aus gänzlicher Versunkenheit auffahrend. „Was meint Ihr, Freund?“

„Nun, — das mit der Margareth. Ich hätt's nimmer über die Lippen gebracht, Herr, aber da Sie doch etwas wissen, so ist es besser, Sie erfahren Alles. Sehen Sie nur, mein armer Herr schläft ganz fest, — sein Kopf liegt so blaß und so regungslos wie der einer Leiche auf dem blauen Sammetpolster. Ach, ich könnte wohl gleich durch Feuer und Wasser gehen, wäre es möglich, ihn zu retten!“

Mir war es, als halte eine eisenfeste Hand meine Kehle umkrallt.

„Vielleicht!“ flüsterte ich tonlos, „vielleicht!“

Er schüttelte traurig den Kopf.

„Nie, Herr, nie. Ach, Sie wissen nicht Alles, aber ich will es Ihnen erzählen, denn Sie sind meines armen Gebieters Vormund und Güterverwalter, Sie müssen ihn kennen lernen, wie er wirklich ist, nicht als das, was die Leute, namentlich die von der Insel, aus ihm machen möchten!“

„Es ist ein hoffärtig Weib, die alte Frau Wandschneider da unten,“ berichtete der Bursche flüsternd, „so Eine, die ihr Lebelang höher hinaus wollte, als ihr's Gott, der Herr, beschieden. Das Mädchen, die Margareth, hielt sie wie eine Prinzessin; arbeiten durfte sie nichts, als nur feine Stickereien, und französisch konnte sie plappern wie Eine. Wir sind hier Alle zugleich Kinder gewesen, der gnädige Herr da, die Greth und ich; nur sie um sechs Jahre jünger als wir Beide. So weit ich zurück denken kann, hatte die Kleine meinen Grafen gern; in den Ferien, wenn er von der Schule nach Hause kam, stand sie gewiß am Thor und warf ihm eine Handvoll Blumen in den Wagen; wenn er krank war, schlich sie in die Schloßküche und fragte heimlich, wie es ihm denn gehe. — — — — — Später wurde das äußerlich anders, aber die Sache blieb doch die gleiche, nur Margareth hielt sich mehr zurück, sie erglühte im dunkelsten Purpur, sobald der Graf sie ansah; ihre Stimme bebte, wenn er mit ihr sprach. Damals begann das Flüstern der Leute. — Die alte Frau Wandschneider wußte gar wohl,

wie es um das Herz ihres thörichten Kindes stand, aber anstatt das Mädchen fortzuschicken oder wenigstens streng zu überwachen, putzte sie es nur immer schöner heraus, und wenn wir einmal auf die Insel kamen, mein Herr und ich, dann war es gewiß Margareth, die ihm den Wein kredenzte oder ihm ein Lied vorsang, kurz, die ihm in ihrer jungen, prächtigen Schönheit irgendwo begegnete, so lange er beim Glase oder sonst beim Jagdimbiß im Hause verweilte. Die Kameraden, seine Freunde und Genossen, sahen alle, wie thöricht das Mädchen in ihn vernarrt war; er selbst bemerkte es zuletzt, für ihn blieb sie immer noch die wilde Margareth ihrer und seiner Kindertage, die Gespielin froher Stunden, — dann aber, als er erfuhr, wie die Dinge standen, dann mag's ihn ja gefaßt haben, halb wie Rührung und halb wie ein Wohlgefallen an dem reizenden frischen Mädchen, kurz, er machte ihr einen Sommer lang den Hof, fuhr mit ihr im Mondschein auf dem See, schrieb Briefe und Verse, hat auch wohl manchen Kuß von den rothen Lippen gepflückt, aber sein gutes Gewissen hat er sich bewahrt, dafür kenne ich meinen Herrn. — Es war eine Liebschaft, wie es viele giebt, halb Scherz, halb Ernst, während weniger Monate. Die Mutter wußte es, aber sie mag sich ja gedacht haben, daß ihr holdes Töchterlein schön und klug genug sei, um auf Schloß Gorm die Herrin zu werden; sie wiegte vielleicht stolze, hochfahrende Träume — — bis das Verhängniß hereinbrach. — Mein Graf hatte sich im Süden von Deutschland mit einer Cousine verlobt, die er leidenschaftlich liebte, so grenzenlos, daß um ihretwillen die schreckliche Krankheit zurückgekehrt ist, der Wahnsinn, welcher ihn seitdem beherrscht. Comtesse Enzia war seine Braut, obwohl ich weiß, daß sie von ihren ganz vermögenlosen Eltern zu dieser Ehe gezwungen wurde, daß sie meinen Herrn nicht liebte, — er trug ihren Ring, ohne ihr Herz gewonnen zu haben. So kam er als Bräutigam hierher zurück, die Verlobungs-Anzeige stand in allen Blättern, das Schloß wurde zum Empfang der jungen Herrin von oben bis unten renovirt, und er selbst leitete, glücklich wie ein Gott, diese Arbeiten, — die Margareth da unten auf der Insel mochte er wohl ganz vergessen haben. Sie ließ auch während langer Zeit von sich nichts hören oder sehen, aber endlich paßte sie mir eines Abends im Halbdunkel auf und winkte, daß ich zu ihr kommen möge. Wie war das Mädchen verändert! Immer noch schön, vielleicht sogar schöner als früher, aber leichenblaß, mit eingesunkenen Augen, die Hände durchsichtig, so mager, so verfallen, als sei ein Jahrzehnt vorübergezogen, seit sie im letzten Sommer mit dem Grafen auf dem See gefahren. Ich sah ganz bestürzt in ihr Gesicht. — Gieb das Deinem Herrn, sagte sie eintönig. Gute Nacht, Joachim. — Dabei reichte sie mir einen Brief mit der Adresse des Grafen, so ein Billet, wie ich vordem viele besorgt, — unterschlagen durft' ich's nicht, obgleich ich das für's Leben gern gethan hätte, und so erhielt er denn anderen Tages die Botschaft. — Sein hübsches Gesicht wurde sehr roth, er schob den Zettel in die Tasche und sagte kein Wort, aber gegen Abend hat er das Boot allein von der Kette gelöst und ist hinübergefahren nach der Insel."

Der Bursche seufzte tief.

(Schluß folgt.)

Der Dolmetsch.

Soldaten-Humoreske von A. v. Winterfeld.

(Nachdruck verboten.)

Vor so manchem Jahr garnisonirte in dem kleinen ungarischen Ackerstädtchen Kecskemet eine Husaren-Eskadron mit dem Stab, bestehend aus dem Herrn Obersten und Regimentskommandeur, dem Major und etatsmäßigen Stabsoffizier, dem Regimentsadjutanten, dem Regimentsarzt und dem Stabstrompeter. Das Offizierkorps der Eskadron selbst war vertreten durch den Rittmeister, den Premier-Lieutenant und zwei Sekonde-Lieutenants, welche letzteren Körös und Nüküllö hießen. Körös war bedeutend dümmer als Nüküllö, aber auch bedeutend ehrgeiziger. Den ganzen Tag ging er mit seinen ängstlich dünnen Hosen umher, verzog sein mageres, gelbes Gesicht in tief nachdenkliche Falten, wribbelte sich den langen, spitzen Schnurrbart noch immer länger und spitzer und bohrte den unheimlich schwarzen Blick vor sich hin auf die ungepflasterte Straße, als wenn er dort zu finden hoffte, was er nun schon zehn Jahre lang gesucht, die Befriedigung seines brennenden Ehrgeizes. Nüküllö war ein kleiner, dicker Mensch, der immer aussah, als wenn ihm etwas platzen wollte, namentlich wenn er über seinen Freund Körös lachte, was ziemlich oft geschah. Dadurch glaubte er nämlich dünner zu werden, und deshalb neckte und hänselte er seinen Kameraden wie und wo er irgend konnte, um ihn in Verlegenheiten zu bringen und seine Lachlust anzufachen. Nüküllö war wie körperlich auch geistig der direkte Gegensatz von Körös; denn wie jener vordringend, zeigte dieser überall das Bestreben, zurückzuhalten, sich unterzuordnen und hinter den Coulissen der Handlung zu bleiben. Körös eignete sich mehr für den Ueberfall, während Nüküllö's Charakter mehr für den Hinterhalt paßte; Körös war offen und derb und Nüküllö scheu und versteckt.

Kecskemet liegt noch heute nicht an der Eisenbahn, geschweige denn vor so manchem Jahr, da unser Geschichtchen sich abspielte, und die ungarischen Offiziere sind noch heute keine klugen Leute, wie sollten sie es also vor einem halben Säkulum gewesen sein? Man darf sich da kaum den Bildungsgrad unserer Unteroffiziere denken; die Herren konnten vortrefflich reiten und ihre Pferde abrichten und ihre Mannschaften drillen; aber mehr mußte man nicht von ihnen verlangen, und das that man auch nicht; es wäre ja doch vergebens gewesen. Nicht einmal gesellige Bildung besaßen die ungarischen Offiziere damaliger Zeit, und wo sollten sie diese auch wohl hernehmen? Denn aus ihrem Vaterlande kamen sie fast niemals heraus, oft nicht einmal aus ihrer Garnison; sie traten als halbe Kinder in derselben ein und wurden als Greise in derselben begraben. So war es auch in Kecskemet; von den sieben dort garnisonirenden Offizieren war keiner über fünf Meilen aus dem Umkreise des Städtchens herausgekommen; nur der Lieutenant Nüküllö hatte einmal in Krakau garnisonirt, worauf er sich auch nicht wenig einbildete.

Eines Tages kam der Regimentskommandeur ganz aufgeregt zu seinem etatsmäßigen Stabsoffizier gelaufen.

„Herr Major!" redete er ihn athemlos an, „können Sie französisch?"

Der Etatsmäßige bekam solchen Schreck, daß sich die Spitzen seines gewichsten Schnurrbarts senkten.

„Französisch?" wiederholte er mit einem Gesicht, als wenn die Katze donnern hört.

„Nun freilich!" war die heftige Entgegnung; „ob Sie können sprechen französisch, will ich wissen."

„Keine Ahnung, Herr Oberst! Kann ich nicht reden eine Silbe!"

„Kann ich auch nicht! Teremtete! . . ." und dann rannte er, als wenn ihm der Kopf brannte, zu seinem Rittmeister.

„Können Sie sprechen französisch?" fiel er bei diesem gleich mit der Thür in's Haus.

„Französisch? . . . französisch? . . . weiß ich gar nicht, was ist französisch!"

„Weiß ich auch nicht! Teremtete!" . . . und dann lief er, was die Nähte halten wollten, zum Premier-Lieutenant.

Der konnte natürlich ebenso wenig und die beiden Sekonde-Lieutenants noch weniger. Zum Regimentsarzt und zum Stabs-Trompeter wagte der Oberst gar nicht zu gehen, weil er doch Einsicht genug besaß, um von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt zu sein.

Ganz athemlos kam er daher zu seinem Adjutanten zurück, der ihm vorhin einen großen Brief gebracht.

„Kann keiner französisch!" rief er, halb in Verzweiflung; „was fangen wir nun an mit italienischer Prinz?" Dann sank er erschöpft auf's Sopha und der Adjutant blieb ehrfurchtsvoll vor ihm stehen.

Die Sache war nämlich folgende:

Ein italienischer Prinz war vom Kaiser von Oesterreich zum Chef des ungarischen Husaren-Regiments ernannt worden, dessen Stab in Kecskemet in Garnison stand, und gedachte deshalb, in drei Wochen dem Regiment die Ehre zu erweisen, es zu besichtigen; da er jedoch nur italienisch und französisch verstand und er nicht voraussetzen konnte, daß erstere Mundart den Herren Offizieren geläufig sei, so erbäte er sich einen derselben zur Begleitung, der der französischen Sprache mächtig wäre.

„Und ist keiner mächtig!“ stöhnte der Oberst.

„Und ist keiner mächtig!“ wiederholte der Adjutant.

Auf der Parade wurde den Herren Offizieren erst der Zweck jener alarmirenden Fragen mitgetheilt, mit denen der Herr Oberst bei allen herumgelaufen, und da wurde das Staunen noch größer, gleichzeitig aber auch die Entmuthigung. Welche Blamage für das Regiment, wenn sich niemand finden ließ, mit dem der italienische Prinz französisch sprechen konnte. Da konnte ja von einer Vorstellung überhaupt keine Rede sein. Welchen Eindruck mußte das auf den Herrn Chef machen! — Wenn man den Kaiser bäte, einen Offizier aus Wien zu schicken, der französisch reden könnte? . . . Kaiser ist so gut; aber Kaiser konnte auch übelnehmen . . . Die Ungarn müssen so schon immer herhalten, wenn es gilt, Witze zu machen . . . . konnte die Geschichte werden zum Gelächter von ganze Kaiserstadt . . .

Das dachte der Oberst und das dachten auch die anderen Offiziere, als sie mit betrübten Mienen im Kreise standen . . . da jedoch keinem etwas einfallen wollte und außerdem den meisten zuletzt die Füße einschliefen, so entließ der Herr Oberst und man ging höchst mißvergnügt auseinander.

Am anderen Morgen sah der Lieutenant Nüküllö den Lieutenant Körös die ungepflasterte Straße hinunterstauben. Seine Hosen schienen noch enger als sonst; der frisch gewichste Schnurrbart war noch spitzer emporgedreht und die dunklen, unheimlichen Augen hefteten sich fester und durchdringender auf die Straße, die er wandelte. Sein Geist schien dermaßen in einen großen Gedanken vertieft, daß er den Lieutenant Nüküllö gar nicht bemerkte, der mit seinen kurzen, dicken Beinen auf ihn zugeeilt kam.

„Guten Morgen, Freund!“ sagte jener, als er ihn endlich erreicht.

Der andere stutzte und blieb stehen.

„Guten Morgen, Freund!“ gab er dann, wie aus einem Traum erwachend, zurück.

„Wo willst Du hin so eilig, Freund?“

Körös legte sein mageres, gelbes Gesicht in so tiefe und ernste Falten, daß er aussah, als wenn er tättowirt wäre.

„Will ich zu Herr Oberst,“ antwortete er dann, indem er, wie alle Ungarn, mit einem sehr hohen Ton anfing und mit einem sehr tiefen aufhörte.

„Was, Du willst bei Herr Oberst?“ fragte Nüküllö auf dieselbe Art.

„Will ich mich melden als Dolmetsch bei italienischer Prinz.“

„Was Du sagst, Körös! Kannst Du denn reden französisch?“

„Kein Wort kann ich reden, Nüküllö; aber eben deshalb will ich lernen schnell. Kann werden von großem Nutzen für meine Karriere; kann ich werden General mindestens; will ich bitten Herr Oberst um Urlaub nach Kaiserstadt, zu lernen reden französisch.“

Körös war schon wieder vom Ehrgeiz gepackt, deshalb kitzelte Nüküllö den Drang zur Neckerei. Erst zuckte es ihm um die dicken aufgeworfenen Lippen und dann blinzelte das scheue, aber pfiffige Auge fast lüstern an der dürren Gestalt seines Freundes empor.

„Will ich Dir sagen etwas, Körös,“ äußerte er endlich.

„Was Du mir sagen willst, Nüküllö?“ entgegnete der andere.

„Brauchst Du nicht zu reisen nach Kaiserstadt, Körös! Kannst Du haben bequemer zu lernen französisch.“

„Wie ich das anfangen soll, Nüküllö?“

„Kannst Du ruhig bleiben in Kecskemet, Körös; kannst Du lernen von mir zu reden französisch.“

Der andere machte ein verwundertes Gesicht.

„Du kannst reden französisch?“ fragte er, „warum hast Du Dich denn nicht gemeldet zu italienischer Prinz?“

„Weil ich bin zu schüchtern und verlegen . . . würde ich können kein Wort herausbringen bei italienischer Prinz.“

„Und Du willst mich lehren französisch in drei Wochen?“

„Will ich mit großem Vergnügen thun, lieber Freund.“

Körös starrte noch eine Weile finster vor sich hin und dann setzte er seine langen Beine weiter.

„Will ich gehen zu Herr Oberst und mich melden zu Prinz,“ sagte er; „auf Wiedersehen, Nüküllö!“

„Auf Wiedersehen, Körös!“

Der eine ging zum Herrn Obersten und der andere blieb stehen. Der eine machte ein Gesicht, als wenn er die Welt erobern wollte, und der andere lächelte.

„Geh Du nur,“ dachte der andere; „kann ich kein Wort französisch; aber ich will Dir beibringen polnisch, was ich habe gelernt in Krakau! . . . wird werden eine hübsche Unterhaltung zwischen Dir und italienischer Prinz.“

Der Oberst war so erfreut über die Meldung des Lieutenant Körös, daß er ihm wahrscheinlich einen Kuß gegeben haben würde, wenn er sich nicht vor dessen spitzgewichstem Schnurrbart gefürchtet hätte. Wenn sich nämlich zwei Ungarn einen Kuß geben, machen sie sich entweder gegenseitig schwarz im Gesicht oder sie fangen an, zu niesen, und zu beidem hatte der Oberst keine Lust. Erst wunderte er sich natürlich auch darüber, daß Nüküllö nicht selbst das Amt eines Dolmetsch übernommen, als er sich aber dessen übergroßer Verlegenheit erinnerte, war er es sehr zufrieden, daß Körös an seine Stelle getreten.

„Um Gotteswillen nur keine Blamage vor italienischer Prinz,“ sagte er; „italienischer Prinz muß sein ganz fürchterlich zufrieden mit mein Regiment unterhabendes. — Geben Sie sich nur rechte Mühe, lieber mein Körös.“

Dieser versprach's und fiel gleich nachher vor Aufregung die Treppe hinunter.

(Schluß folgt.)

Eisenbahnschienen aus Papier. Wie aus London gemeldet wird, herrscht unter den Schienenwalzwerken große Aufregung in Folge der Einführung von Eisenbahnschienen aus Papier, eine amerikanische Erfindung, welche kürzlich auf der Chicago- und Ohiobahn praktisch erprobt ist und sehr zufriedenstellende Resultate ergeben hat. Diese Schienen werden aus einer Papiermasse unter ungeheurem Druck hergestellt und sind sowohl in Bezug auf Widerstandsfähigkeit, so wie Dauerhaftigkeit den Stahlschienen überlegen. Dabei haben sie den Vortheil, daß sie nur ein Drittheil so theuer sind als Stahlschienen. Das Alles ist durch eine Expertise aus Fachmännern bereits festgestellt. Man erwartet binnen Kurzem eine Sendung solcher amerikanischer Papierschienen, welche auf einer englischen Eisenbahn erprobt werden sollen. Begreiflicherweise ist man nicht nur in den Kreisen der Stahlschienen-Produzenten, sondern auch in Fach- und Eisenbahnkreisen sehr gespannt auf die Proberesultate, wiewohl man an der Möglichkeit einer nahen Konkurrenz nicht zweifelt, da sich ja die Eisenbahnräder aus Papier längst bewährt haben.

Eine listige Ballerina. Man sagt, eine Frau könne kein Geheimniß bewahren. Mlle. Martignac, die erste Balleteuse vom Pariser Theâtre Châtelet bewahrte das ihrige. Von der Natur mit einem herrlichen Embonpoint und einer junonischen Gestalt ausgestattet, scheint sich die sonst tüchtige Jüngerin Terpsichores einer ewigen Jugend und unverwüstlichen Schönheit zu erfreuen und wollte daher bis jetzt niemals ihr Alter sagen, was aber die maliziösen Boulevardiers nicht hinderte, unter einander zu zischeln, sie wäre seit 20 Jahren 20 Jahre alt. Glücklicher Weise wurde sie nun vorige Woche in einer Gerichtsverhandlung als Zeugin vorgeladen, und wie Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht unter der klatschsüchtigen Jeunesse dorée, welche ein Hauptkontingent der Besucher des Châtelet bildet. „Aha! jetzt heißt es bekennen, oder sie muß wegen Mißachtung des Gerichtshofes ins Gefängniß!“ kicherte man. Am bestimmten Tage war Saal Nr. 7 im Palais de Justice brechend voll. Aufregung, Erwartung und vorweg genossener Triumph auf allen Gesichtern! Endlich wird unsere Dame aufgerufen und sie schwört, die Wahrheit zu sprechen. Schadenfrohes Flüstern im ganzen Zuschauerraume. „Ihr Name?“ fragt der Präsident. „Marguerite Martignac.“ „Ihr Stand?“ „Balleteuse.“ „Ihr Alter?“ Man hätte jetzt eine Stecknadel zur Erde fallen, auf dem Kopfe des Präsidenten das Haar wachsen hören können. Aller Augen hingen an ihr. Da steht die schlanke Pariserin einfach von ihrem Sitz auf, geht geraden Wegs auf den Präsidenten zu und — flüstert ihm das Geheimniß ins Ohr. Dieser nickt, trägt die Bemerkung in seine Privatnotizen ein und setzt lächelnd den Rest seines Verhörs fort . . . Die Verhandlung hatte für die Mehrzahl des Publikums alles Interesse verloren, und der Präsident ist als galanter und diskreter Gentleman zu bekannt, als daß man von ihm eine Lüftung des Schleiers hoffen könnte.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.